

nis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen (Nostra Aetate), und in ausführlicherer Form in Conclusions du Symposium sur la théologie de la mission, unter dem Patronat der SEDOS, 27.-31. März 1969: DC 66 (1969) 887-889.

⁵ Vgl. L. Hanke, *The Spanish Struggle for Justice in the Conquest of America* (Philadelphia 1949); J. Höffner, *La ética colonial española del Siglo de Oro* (Madrid 1957); *Christentum und Menschenwürde* (Trier 1947).

⁶ Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute 86; Enzyklika *Populorum Progressio* 47-49 usw.

⁷ Vgl. P. Land, *Populorum Progressio, Mission, and Development*: IRM 58 (1969) 400-409.

⁸ Die beiden hauptsächlich mehrbändigen gegenwärtig im Erscheinen begriffenen Kirchengeschichten - H. Jedin (Hrsg.), *Handbuch der Kirchengeschichte*, und L. Rogier, R. Aubert, M. D. Knowles und A. G. Weiler (Hrsg.), *The Christian Centuries: A New History of the Catholic Church* - sind chronologisch noch nicht so weit

veröffentlicht, daß man sich in diesem Punkt ein Urteil über sie bilden könnte.

⁹ E. Dussel, *Cultura latinoamericana e Historia de la Iglesia: Anuario de Sociología de los Pueblos Ibéricos* 5 (1969) 113-118.

Übersetzt von Karlhermann Bergner

JOHN SCHUMACHER

geboren am 17. Juni 1927 in Buffalo (USA), Jesuit, 1957 zum Priester geweiht. Er studierte am Berchmans College (Philippinen), Woodstock College (USA) und an der Universität Georgetown (USA), ist Master of Arts, Lizentiat der Theologie, Doktor der Geschichte, Professor für Kirchengeschichte am Loyola House of Studies, Ateneo de Manila University (Philippinen). Er veröffentlichte verschiedene Arbeiten zur Geschichte der Philippinen, demnächst wird erscheinen: *The Filipino nationalist movement of the nineteenth century and the Church*.

Pierre Deloaz

Das gegenwärtige Selbstverständnis der Kirche

Es ist gewiß kein Zufall, daß sowohl für den ersten wie für den letzten Beitrag dieser historischen Untersuchung über die Idee, die die Kirche von sich selbst hat, ein Soziologe engagiert worden ist. Denn vermutlich sieht die Kirche (aber wie soll man sie definieren?) sich selbst als ein Teil-Ganzes eines Ganzen, ein Teil-Ganzes, dessen Besonderheit im Verhältnis zu der Gesamtgesellschaft, innerhalb derer sie sich situiert sieht, tunlichst zu definieren wäre. Wenn man Zuflucht zum Soziologen nimmt, so dürfte das ferner darauf hindeuten, daß der Kirche daran gelegen ist, der Analyse ihres Selbstverständnisses womöglich eine wissenschaftliche Strenge zu verleihen: ein Anliegen, das für sich bereits aufschlußreich ist, da es den Gedanken nahelegt, daß die Objektivitätsforderung der Erfahrungswissenschaft und der Relativierungsvorgang, der ihr zugrunde liegt, auch für diesen Sachbereich erheblich und bedeutend ist oder doch zumindest eine Klärung bringen könnte, der man Rechnung zu tragen hat. Zweifellos ist eine erfahrungswissenschaftliche Betrachtung des gegenwärtigen Selbstverständnisses der Kirche verfrüht, weil keine ausreichenden Informationen zur Verfügung stehen. Denn wer vermöchte zu sagen, woraus sich die Idee ablesen ließe, die sich

eine polnische Ordensschwester, ein lateinamerikanischer Guerillero, ein kalifornischer Hippie, ein römischer Prälat und ein koptischer Fellache aus dem Niltal von der Kirche machen?... Und doch gehören sie alle und noch viele andere zur Kirche. In Ermangelung gesicherter und vergleichbarer Gegebenheiten muß man sich auf den Boden hypothetischer Konstruktionen begeben, die auf als aussagefähig angenommenen Anzeichen und Hinweisen basieren. Jedenfalls muß man sich, da man keine Repräsentativ-Befragung durchführen kann (was für Fragen sollte man dabei auch stellen?), die eine Art verkleinertes Modell der Kirche ergäbe, an die sichtbarsten Aspekte eines Selbstverständnisses halten, wie es sich Ausdruck zu verschaffen scheint, ohne indessen eine Sicherheit zu haben, daß weniger sichtbare und sich weniger deutlich ausdrückende Aspekte nicht dennoch wesentlich sind. Im übrigen muß man sich fragen, ob die heutige Soziologie überhaupt in der Lage ist, einen adäquaten Verständnisrahmen anzubieten, innerhalb dessen sich das Phänomen des Selbstverständnisses eines so komplexen Gebildes wie der Kirche ausreichend definieren und erklären ließe.

1. Von der Ideologie zu den Werten

Am leichtesten ließe diese Frage sich zweifellos angehen, wenn man die Symptome der Krise, ja des Auseinanderfallens, die sich allenthalben in der Kirche zeigen, herausgreifen würde. Doch scheint es sachlich erheblicher zu registrieren, unter dem Einfluß welcher positiven Forderungen diese Zerfallsphänomene zustande kommen. Ein Kirchenbild löst sich auf, ohne daß sich bisher deutlich die Züge eines neuen Kirchenbildes aus-

machen ließen; aber die am Werk befindlichen Kräfte, die mit größerer Sicherheit die Zukunft ankünden als die Verheerungen, die sie im Augenblick anrichten, lassen sich errahnen.

So verändert der außerordentliche Informationsstrom, der heute die Kirche ebenso durchdringt, wie er in verschiedenem Maße die gesamte Welt durchdringt, im Bewußtsein der Christen alles, was sie bisher von der Kirche wußten. Wir werden auf dieses Grundphänomen zurückkommen müssen. Doch ist es angebracht, von Anfang an auf seine maßgebliche Wirkung im ideologischen Bereich aufmerksam zu machen. Jeder Christ, sei er Träger einer speziellen Verantwortung oder einfacher Gläubiger, weiß heute, daß die Welt sich wandelt, daß diese Wandlung den Menschen nötigt, sich von Grund auf nach dem Sinn seiner Bestimmung zu fragen, und daß die Lehren, die ihm zur Verfügung stehen, zumindest teilweise unzureichend sind – nicht allein, eine Antwort zu geben, sondern selbst, wie es scheint, auch nur das Niveau zu erreichen, auf dem die Frage sich stellt. Diese Feststellung, die offenbar für jede Ideologie, sei sie religiös oder nicht, gilt, gestattet, in der Kirche einen ideologischen Bereich, nämlich den der doktrinalen Systembildungen, den der Theologien, auszumachen, der mehr und mehr unbefriedigend erscheint, da er sich als unfähig erweist, die von der Kirche wirklich erlebte Änderung zu klären und zu erklären. Aber diese erlebte Schwäche der theologischen Systeme ist ja nur die negative Seite einer neuen Werterfahrung. Weil die Christen auf eine ganz ungewohnte Weise erlebte Werte leben, wird diese Kluft zwischen den Ideologien und jener Werterfahrung aufgerissen.

Wir würden also heute in der Kirche eine ideologische Ebene, die der (im allgemeinen theologischen) Lehrsysteme zur Begründung der Werte, feststellen, die weit entfernt wäre, ja sich immer mehr entfernte von der Ebene der gelebten Wertenerfahrung, das heißt von dem, was die Christen als für ihr Leben bedeutungsvoll empfinden oder errahnen. Mit anderen Worten: Die Theologien würden sich als wenig fähig erweisen, die heutige Werterfahrung aufzugreifen, und damit für die Zukunft als eine Anzahl (überholter) Ideologien unter anderen erscheinen.

Unter diesen Umständen würde das sinnvolle Bemühen nicht mehr so sehr darin bestehen, dieses oder jenes theologische System neu zu beleben, ja nicht einmal, die Prinzipien einer oder der anderen Theologie zu vulgarisieren (oder zu modernisieren), sondern darin, frontal die Ebene der erlebten

Werte ins Auge zu fassen. Wir wollen daher eine Bestandsaufnahme dieser Werte zu machen versuchen, in der Annahme, daß sie den Kern des heutigen Selbstverständnisses der Kirche berührt. Sich klar werden über die relative Geringschätzung der theologischen Systeme, die Unbefriedigung (oder Indifferenz oder den Argwohn), den sie erregen, bedeutet jedoch nicht, die Erwartungen übersehen, die ihnen entgegengebracht werden. Wo Werte unter neuen Bedingungen gelebt werden, besteht ein Verlangen nach doktrinaler Aufarbeitung oder, wenn man so will, nach einer neuen Theologie –, ein Verlangen, das aus einer ganzen Anzahl Symptomen spürbar wird. Doch zweifellos ist auf diesem Gebiet mit einem Erfolg vorerst noch nicht zu rechnen, obwohl das Bemühen bereits im Gange ist. Schließlich ist das, was sich heute ausdrücken würde, die Erwartung eines neuen Verständnisses der Tradition, die darin weniger als etwas Vergangenes erscheinen würde, sondern vielmehr als das Auftauchen eines Gegenwärtigen, dessen Sinn und Bedeutung herauszufinden wichtig wäre. Gegenwärtig geschieht in der Kirche etwas, dessen Bedeutung eine außergewöhnliche Aufmerksamkeit verlangt – zweifellos auf der Grundlage einer Treue zum Vergangenen, vor allem aber einer Hoffnung und einer Scharfsichtigkeit im Gegenwärtigen.

2. *Von der Sicherheit zum Suchen*

Der nie zuvor gekannte Informationsstrom, der die Kirche von allen Seiten erreicht, relativiert fortschreitend ihr Selbstbild. Sie betrachtet sich keineswegs mehr als «vollkommene Gesellschaft» nach Art des Staates, sondern sieht sich vielmehr als dienend und arm, weil sie sich dessen bewußt wird, daß die menschliche Gesellschaft eine Prüfung zu bestehen hat, in die sie selbst mit hineingezogen ist, die sie in Frage stellt und für die eine fertige Lösung anzubieten sie nicht beanspruchen kann. Das Anwachsen der Information ist zugleich ein Anwachsen des Unbekannten, angesichts dessen eine traditionell nahezu unerschütterliche Sicherheit mehr und mehr einer Haltung des Suchens weicht. In diesem Zusammenhang steht auch die Bedeutung, die man heute mehr denn je dem Bewußtsein zugesteht: als menschlicher Weltpräsenz; als Bemühen, sich in Wahrheit in einer Welt, deren Bestand und Bedeutung man zu sondieren sucht, einen Platz zu geben. So gesehen begreift man, daß Grundwerte wie der der Aufrichtigkeit, der Echtheit – nicht verstanden als Befriedigung eines sub-

jektiven Bedürfnisses, sondern als Trachten nach einer, womöglich wissenschaftlichen, Objektivität – sich geltend machen. Dieser Vorstoß zur Authentizität oder doch zumindest das Verlangen danach ist allenthalben in der Kirche feststellbar und – wenn wir ehrlich sein wollen – im Begriffe, alles umzustürzen, was noch bis vor kurzem, wenn auch nicht unveränderlich, so doch zumindest sozusagen definitiv gesichert erschien. Und es gibt nichts, das davon ausgenommen wäre – weder die Liturgie noch die Exegese, weder die theologische Reflexion noch der Religionsunterricht, weder die Moral noch die politisch-soziale Lehre, weder der Ökumenismus noch das Verhältnis zu den Nichtgläubenden, weder das Mönchs- und Ordensleben noch das Kirchenrecht. Überall setzt sich in der Kirche der Wille zur Wahrhaftigkeit durch, der Wille, das Wesentliche unter den Wucherungen des Beiwerkes festzustellen, selbst wenn es einen hohen Preis kostet. Natürlich tauchen auch ungeheure Widerstände auf, die aber eben als Widerstände erkennbar sind, während die beherrschende Bewegung vertrauensvoll in der Richtung des «Die-Wahrheit-Tuns» des Evangeliums verläuft. Daß eine Verbotsbestimmung wie die Institution des Index aufgehoben worden ist, stellt ein charakteristisches Symptom für dieses amtlich anerkannte Vertrauen dar, das im übrigen wiederholt in aller Form verkündet worden ist, trotz unvermeidlicher Dementis durch das praktische Handeln, die aber eben als Inkonsequenzen erkannt worden sind. Es mag genügen, darauf hinzuweisen, wie sich innerhalb eines Jahrhunderts die Haltung der Gewissensfreiheit gegenüber geändert hat. Noch in *Mirari vos* (1832) konnte Gregor XVI. darin «einen aus faulem Indifferentismus entstandenen Wahnsinn» erblicken (und tatsächlich war sie zu dieser Zeit zumindest eine speziell gegen die Kirche gerichtete Waffe), während das Zweite Vatikanum sich veranlaßt sah, ihre Berechtigung zu verkünden. Zweifellos handelt es sich in diesem Zusammenhang um moralisches Bewußtsein; aber diese dem moralischen Bewußtsein zuerkannte Freiheit ist unverständlich, wenn man nicht allgemeiner den Wert des Bewußtseins als Versuch der Weltpräsenz, als Versuch, sich selbst präsenzte Welt zu sein, anerkennt.

In dieser neuen Perspektive haben sich die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Glauben von Grund auf gewandelt. In fortschreitendem Maße wird wissenschaftliche Authentizität als etwas anerkannt, dessen Wert nicht mehr von der Kirche bestritten wird, die ihrerseits nur noch die

Grenzen gelten läßt, die die Wissenschaftler selbst gelten lassen (oder gelten lassen müßten) – vor allem die durch die relative Reichweite und Bedeutung ihrer Aussagen gesetzte, die sie nicht überschreiten dürfen. Aber dieser Wert wird bereits soweit anerkannt, daß auf dem Konzil ein Bischof sagen konnte, wenn sich ein Gegensatz zwischen Wissenschaft und Glaube zeige, müsse man der freien wissenschaftlichen Forschung das Vertrauen entgegenbringen, daß sie die Lösung finden werde. Die Kirche glaubt keineswegs mehr, wenn sie das Urteil der Wissenschaft anerkenne (d. h. wenn sie eine Bewußtseinerweiterung und -vertiefung annehme, ja danach strebe), zu ihrer Selbstzerstörung beizutragen, sondern im Gegenteil: die unerläßlichen Bedingungen nicht nur für ihr Überleben, sondern für die Wahrnehmung ihrer Verantwortlichkeiten der Welt gegenüber, mit der sie sich solidarisch fühlt, zu gewährleisten. Zweifellos ist es noch zu früh, die Auswirkungen des wissenschaftlichen Fortschrittes auf die Kirche selbst zu ermessen: Biologie, Psychologie (namentlich auf dem Weg über die Psychoanalyse) und Soziologie (namentlich durch die Linguistik und die Kultur-anthropologie) haben das Weltbild der Kirche bereits verändert. Das ist erst ein Anfang; das Wesentliche dabei aber ist die Wandlung des Weltbildes der Christen und deren Auswirkung auf ihr Kirchenbild. Viele anscheinend beunruhigende Züge im Verhalten der Christen müssen auf jeden Fall im Lichte dieser wachsenden Wertung des Bewußtseins, aus dieser Sorge um Authentizität, aus diesem Willen hellsichtiger Gegenwärtigkeit in der realen Welt verstanden werden. Das abnehmende Interesse an der Konfession, zum Beispiel in Gestalt der Abnahme der Priester- und Ordensberufe, des vielfältigen Widerstandes gegen eine Enzyklika wie *Humanae vitae*, sind nicht rein negative Phänomene. Auf ihre Weise geben sie gleichfalls ein Bedürfnis nach Authentizität zu erkennen, dessen Bedeutung nicht zu leugnen ist, wenn auch seine positiven Früchte vorerst noch vollkommen ausstehen.

3. Von der Haltung der Observanz zum schöpferischen Handeln

Die Haltung der Observanz ist in der Kirche zu keiner Zeit absolute Regel gewesen. So hat zum Beispiel das Vierte Laterankonzil feierlich die Gründung neuer Orden untersagt, doch gleich danach bewiesen, ohne sich davon beeindrucken zu lassen, dutzende neuer Gründungen das Vorhan-

densein einer bemerkenswerten schöpferischen Kraft. Heute dagegen erscheint unter dem Eindruck von Werten wie Echtheit mit ihren ständigen Appellen an geistigen Mut, an die Forderungen des Bewußtseins, die schöpferische Freiheit direkt und unmittelbar als wesentlicher Wert. Die Kirche spürt, daß sie etwas Neues bringen muß, sie spürt, daß die der Tradition entnommenen Modelle, über die sie verfügt, allein nicht mehr in der Lage sind, den unbestreitbaren Werten des Bewußtseins und der Freiheit, die in ihr wohnen, lebendige Gestalt zu geben. Diese schmerzlich empfundene Kluft zwischen den überkommenen Modellen (im Sinne von Leitbildern für das Handeln) und den lebendigen Werten (im Sinne von etwas, das sich als für das Leben bedeutungsvoll erwiesen hat) führt zweifellos zu manchem Aufgeben und mancher Indifferenz, bringt aber auch – und zwar allenthalben – höchst verheißungsvolle schöpferische Versuche hervor. Nun, wo sie sich nicht mehr mit Absichtserklärungen begnügt, ihre Befriedigung weniger in reiner Übereinstimmung und Fügsamkeit sucht, stärker den Standpunkt anderer und die Bestätigung durch reale Ergebnisse in Rechnung stellt, erscheint die Kirche weniger starr, weniger unbeweglich, lebendiger und vielleicht mehr im Werden denn je zuvor. Überall schießen Neuerungen hervor – bisweilen recht gewagte, die aber nicht zu verhindern sind, sei es in der Feier der Sakramente, im Gespräch mit den Nichtchristen, im Selbstaussdruck der verschiedenen Lebensstände, in dem sozialen Engagement oder in den politischen Entscheidungen. Daraus ergibt sich natürlich ein wachsender Mangel an Gleichförmigkeit, ein Freiwerden von Gruppen- und regionalen Initiativen, ein Anwachsen der Spannungen, ja der Konflikte. Aber das alles sind unvermeidliche Folgeerscheinungen eines dynamischeren Ausdruckes der schöpferischen Freiheit. Eine größere Freiheit im mündlichen und schriftlichen Meinungs Ausdruck, eine größere Freiheit der Initiative, die auch dem scheiternden Versuch Recht angedeihen läßt, eine größere Freiheit von Behauptung und Widerspruch in einer Atmosphäre der Achtung zwischenpersönlicher Beziehungen: das sind unmißverständliche Zeichen schöpferischen Handelns, die auch in solchen Ereignissen einen positiven Gehalt erkennen lassen, die unter anderen Umständen aus der Fassung bringen würden, wie beispielsweise einander widersprechende öffentliche Stellungnahmen recht bekannter Bischöfe, die amtliche Anerkennung der Rückkehr vieler Priester in den Laienstand, zahlreiche spon-

tane Neuerungen auf liturgischem Gebiet, offene Diskussionen über traditionell unter Tabu stehende Fragen des Glaubens und der Sitten. Die Kirche anerkennt voll Schmerz, aber auch voll Hoffnung im Widerspruch, im Konflikt, im Scheitern, Bedingungen für ihr Wachstum. Sie braucht sich dem nicht mehr zu entziehen, sondern kann Gegensätze und Widersprüche in vernünftiger Weise gelten lassen und ihren Nutzen daraus ziehen.

4. *Von der Mitgliedschaft zur Verantwortlichkeit*

Wenn das schöpferische Handeln in der Kirche (wenn auch nicht ohne Mühe und Unbehagen) zu einem anerkannten Wert wird, dann weil eine neue Form der zwischenmenschlichen Beziehungen sich durchzusetzen beginnt, die weniger auf Treue zur Institution als auf Treue zu konkreten Personen aufbaut. Die rechtliche (oder gefühlsmäßige) Zugehörigkeit zur Kirche als Institution, die, wohl gemerkt, ihren Wert haben konnte (und heute noch haben kann), weicht einem neuen Verständnis, das von einer authentischen Gemeinschaft fordert, daß die Menschen in ihr einander mit all ihren Verschiedenheiten im Tiefsten anzunehmen bereit sind. Natürlich hat man zu keiner Zeit geglaubt, die reine Kirchenzugehörigkeit genüge. Aber heute möchte die Kirche sich in ihrem Selbstverständnis als echte Gemeinschaft sehen, das heißt als Einheit gleicher, miteinander solidarischer, sich aufeinander angewiesen wissender Persönlichkeiten, die indessen nicht ausschließlich füreinander, sondern für die gesamte Menschheit Verantwortung tragen. Natürlich handelt es sich dabei um ein Ideal, dessen konkrete Wirkkraft und praktische Auswirkung von den Realitäten nicht immer bestätigt wird. Aber kann man etwa bezweifeln, daß der Wert der Gemeinschaft in gemeinsamer Verantwortung in einem neuen Verständnis von Ehe und Familie sichtbar wird, das die Frau und die Kinder auch im Konkreten mehr und mehr als eigenständige Persönlichkeiten zur Geltung kommen läßt? Wie kann man, ohne die wachsende Bedeutung der Gemeinschaft in Mitverantwortung in Rechnung zu stellen, den ökumenischen Vorstoß erklären, der in allen Richtungen verläuft – vom Osten wie vom Westen, von der Spitze wie von der Basis aus? Wie anders läßt sich der Zerfall mancher großer Ordensgenossenschaften erklären, die sich als Gemeinschaft erkennen gelernt und daraufhin kleinere Einheiten hervorgebracht haben, in denen sich Mitverantwortung in adäquater Form leben läßt? Ja, liefert

eben dieses Phänomen nicht auch die verständliche Erklärung für den Vorgang der fortschreitenden Dezentralisierung der Kirche in einer Weise, die offenbar nicht Zersplitterung, sondern unausweichliche Vorbedingung für praktische Mitverantwortung darstellt: Der Zusammenschluß von Christen zu kleinen Basisgruppen erwächst ebenso wie die Zusammenfassung von Bischöfen zu regionalen Bischofskonferenzen aus dem Willen zu Authentizität und Wahrhaftigkeit in der Solidarität, in der Gleichheit und in der Achtung der Verschiedenheiten in der Einheit. Im gleichen Sinne wäre das inzwischen allgemein gewordene Streben der Christen – die den Krieg schon immer bedauert, aber dennoch mitgemacht haben – nach Frieden zu verstehen. Noch charakteristischer dürfte in diesem Zusammenhang die neu entdeckte Tendenz in der Kirche sein, keine lebenden Menschen mehr abstrakten Prinzipien und Überzeugungen zu opfern, wie heilig diese auch sein mögen.

5. *Von der sozialen Integration zur sozialen Kontestation*

Bei der fortschreitenden Entdeckung ihrer Verantwortlichkeiten wird die Kirche sich klarer bewußt, welche Funktion sie traditionell in der Gesellschaft ausgeübt hat, nämlich eine Funktion der sozialen Integration, der Konsekrierung der etablierten Ordnung und im äußersten Falle der Einschläferung der Ansprüche und Forderungen des Volkes. Zweifellos kann man sie nicht auf diese Funktion reduzieren, nicht einmal Karl Marx hat dies getan; doch sieht man, wie sich heute in ihr ein Wille abzeichnet, etablierte Unordnung als solche zu brandmarken und wirklich politisch die Sache der Getretenen und Geschlagenen zu vertreten. Manche Anzeichen scheinen darauf hinzudeuten, daß die Kirche gegenwärtig dabei ist, ihren Standort zu wechseln, und künftighin mehr eine Funktion sozialer Kontestation auszuüben gedenkt. Wenn sie sich als Volk Gottes erkennt, kann die Kirche nicht allein für alle offen sein, sondern muß besonders mit dem Protest der Armen solidarisch werden, selbst wenn diese Option zu ihren Gunsten die Sympathie der Mächtigen kostet. In unserer Gesellschaft erleben wir immer mehr eine seltsame Art innerer Widersprüchlichkeit: eine wachsende Anzahl von Zusammenschlüssen, in denen die Menschen sich mehr und mehr einsam fühlen; soziale Kategorien, deren Mitglieder reicher und reicher werden, sich aber in zunehmendem Maße als von dem, was sie besitzen, besessen erfahren;

eine gewaltige Vervielfachung der Information ohne entsprechende Verbesserung der zwischenmenschlichen Kommunikation. Angesichts dieser seltsamen Erscheinungen neigt die Kirche heute dazu, das System selbst in Frage zu stellen, das diese Widersprüche hervorbringt.

6. *Von der Religion zum Glauben*

Und schließlich macht sein Selbstverständnis jedem Mitglied der Kirche den Unterschied zwischen seiner menschlichen und seiner christlichen Berufung immer spürbarer. Die Kirche weiß, daß sie für die Menschheitsprobleme, sei es die Gefahr des Atomkrieges, sei es die Kluft zwischen den besitzenden und den nicht besitzenden Völkern, sei es das Umsichgreifen der Bedrückung und Unterdrückung durch die Bürokratien, sei es die Entfremdung in der Vermehrung der Gegenstände, weder die Lösung ist, noch eine Lösung hat. Sie weiß aber auch, daß jeder Christ wie jeder Mensch die Herausforderung annehmen muß, diese Welt menschlicher zu machen, das heißt bewußt und frei. Solidarisch im Kampf für den Menschen, Seite an Seite mit allen, die dem Menschlichen zum Sieg verhelfen wollen, wird sich die Kirche besser über die Besonderheit ihrer Sendung klar. Es ist eine Besonderheit, die letztlich nicht im Kampf um den Menschen besteht, die jedem Menschen, Christen wie Nichtchristen, als Berufung aufgegeben ist, sondern in der Verkündigung Jesu Christi. Dieser Jesus Christus hat den Menschen gesagt, was sie aus sich selbst nicht wissen konnten: daß sie von Gott mit derselben Liebe geliebt werden, mit der Gott sich selbst liebt. Die Besonderheit der Kirche ergibt sich somit aus dieser Offenbarung der Liebe Gottes, die dem menschlichen Geschick einen Sinn (eine Richtung und eine Bedeutung) gibt, die im Glauben der menschlichen Berufung einen Sinn verleiht, denn was die Kirche die Menschen nicht lehren soll, ist «Herr, Herr!» schreien; sie soll sie vielmehr lehren, den Willen Gottes zu tun, das heißt: treu zu sein im Suchen und Forschen, im schöpferischen Handeln, in der Verantwortung den Forderungen seines Gewissens und seiner Freiheit im Schoße der gesamten Menschheitsgemeinschaft gegenüber. Die Kirche hat dem Menschen aber auch und vor allem zu sagen, daß er durch diese Treue zu seiner menschlichen Berufung und nur durch sie seiner christlichen Berufung die Treue wahrt, die darin besteht, die Liebe Gottes zu ihm, wie sie in Christus erkennbar geworden ist, wahrhaft und wirklich anzunehmen. Man begreift daher, weshalb die Kirche, ohne sich von der Re-

ligion loszusagen (d. h. von den religiösen Gruppierungen generell eigentümlichen kulturellen Modellen), in fortschreitendem Maß von ihr abrückt. Worauf es ihr ankommt, ist nicht Religion, sondern Glaube an Gottes Liebe, wie sie historisch in Jesus Christus zum Ausdruck gekommen ist. Man braucht heutzutage nur die Augen zu öffnen, dann sieht man in der Kirche zugleich ein Abrücken von der Religion (von der man häufig als von einer Säkularisierung sprechen hört), ein mehr denn je gesteigertes Bemühen um (biblische, liturgische usw.) Vertiefung des Glaubens und ein erhöhtes Ernstnehmen der menschlichen Berufung (die von

der christlichen verschieden, aber nicht geschieden ist), durch die sich eine christliche Berufung Ausdruck schaffen muß, die fähig ist, dem Leben Sinn zu geben.

Aus dem Französischen übersetzt von Karlhermann Berger

PIERRE DELOOZ

geboren am 23. Juni 1921 in Namur (Belgien). Er ist Doktor der Sozialwissenschaften, Professor für Soziologie an der katholischen Universitätsfakultät von Mons (Belgien) und Lehrbeauftragter an der freien Fakultät für Rechts- und Wirtschaftswissenschaften von Lille. Er ist Mitarbeiter von «Pro Mundi Vita». Er veröffentlichte unter anderem: *Sociologie et canonisations* (Liège-La Haye 1969).